

Leseprobe

Auszug aus Kapitel 9

Sie rannte zum Neckar hinunter, den schmalen Leinpfad entlang, ohne zu wissen wohin. Sie konnte nicht denken, sie lief einfach, jagte vorwärts, bis ihr die Haare im Gesicht klebten. Es regnete leicht auf den gefrorenen Boden, einmal fiel sie hin und hatte noch Glück gehabt, dass sie nicht vom ungesicherten Ufer ins Wasser abgerutscht war. Der Weg war hier kaum breiter als ein Mensch. Sie hatte sich den Handballen aufgeschlagen, aber sie merkte es nicht. Erst an der Brücke blieb sie stehen. Während sie nach Luft rang und ins Wasser hinuntersah, auf dem noch einige Eisschollen trieben, wurde sie ruhiger und begann, sich allmählich in Gedanken zu verlieren.

Ein Bild ihrer Mutter tauchte vor ihrem inneren Auge auf, eine sanfte, tröstliche Erscheinung. Mutter hätte bestimmt einen Ausweg gewusst. Warum nur hatte sie das eine entscheidende Mal kein Vertrauen zu ihr gehabt? Warum war sie ihr immer mit einer gewissen Scheu begegnet, obwohl sie sich an kein hartes Wort von ihr erinnern konnte? War es ihre ruhige Sicherheit gewesen oder ihre Erwartungshaltung, der sie nicht gerecht zu werden befürchtete? Sicher hatte die Mutter bei all ihrer Güte auch recht strenge moralische Überzeugungen gehabt. Und doch hätte sie vielleicht ganz anders reagiert, als Ruth geglaubt hatte. Vielleicht hätte sie sie verstanden. Und vielleicht wäre dann alles anders gekommen. Aber es war zu spät, dem Versäumnis nachzutruern. Sie musste nun selbst mit allem fertig werden.

Plötzlich merkte sie, dass jemand auf sie zukam. Die Lichter der Laternen blendeten, und sie sah zunächst nur eine dunkle Gestalt. Aber dann erkannte sie, dass es sich um Antonio handelte, und tauchte in ein Gefühl der Geborgenheit ein. Mit ei-

nem Mal wusste sie, dass sie auf dem Weg zu ihm gewesen war. Als er sie stillschweigend in die Arme schloss, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und versuchte herauszufinden, wie es sein würde, wenn er das nicht mehr tat.

„Ich musste zu dir. Tenía que verte“, flüsterte er, sich dann bewusst werdend, dass er sie schon zum zweiten Mal hier auf-
las. „Was um alles in der Welt tust *du* hier?“

„Ich muss nachdenken.“

„Im Regen?“

„Ist doch egal, wo.“

„Könntest du es nicht zu Hause tun?“

Ruth schüttelte den Kopf. „Mein Vater ist da.“

„Oder bei mir?“ Diese Frage kam etwas unsicher.

„Da ist Octavius.“

„Seit wann stört er dich?“

„Stören nicht gerade ...“

„Du kannst ganz beruhigt sein, er ist mit Freunden zu einer
Einladung gefahren.“

„Aber du bist da. Wenn du da bist, kann ich nicht nachden-
ken.“

„Das brauchst du auch nicht. Wir sind zusammen, das ist die
Hauptsache. Komm, wir sollten uns beeilen, bevor der Regen
stärker wird.“

Er nahm sie an die Hand, und sie ging mit, wie ein kleines
Kind, das dem Vater vertraut. Es war ein starkes, sicheres Ge-
fühl. Sie hob ihr Gesicht den feinen Regentropfen entgegen,
die sie auf ihrer Haut spürte. Es war angenehm und rief eine
Glücksempfindung hervor. Sie fühlte die Hand, die ihre um-
fasste, schloss die Augen für einen Moment und ließ sich füh-
ren. Unwillkürlich wurde sie langsamer, hingegen schien es
ihr, als werde Antonio immer schneller. Jetzt zog er sie bereits
übermütig mit, sodass sie zu stolpern begann. Sie öffnete die
Augen und sah ihn nicht schneller als zuvor gehen. Es war eine
Erinnerung gewesen, die sie genarrt hatte. Wie Blitzlichter

wechselten die Eindrücke aus Gegenwart und Vergangenheit. Die lachende Flucht vor dem Regen und der feste, doch nicht übereilte Schritt. Sie sah sich selbst, einmal rennend und einmal dem Freund unentschlossen folgend. Jetzt sträubte sie sich gar gegen den Zug seiner Hand. Und dann bemerkte sie, dass der Mond aufgegangen war. Ein *Halbmond!* Heiß wallte es in ihr auf, so wie es jemanden überkommt, der erkannt hat, dass er dem Unausweichlichen nicht entrinnen kann. Das Aufeinandertreffen unbedeutender Einzelheiten schloss sich für sie zu einem unvergessenen Bild zusammen. Ihr feuchtes Gesicht, seine Hand, der Regen, der Halbmond! In jähem Schrecken stemmten sich ihre Füße gegen den Boden, dem Zug Widerstand bietend, sodass Antonio verwundert stehenblieb und sich zu ihr umwandte. Sie sah ihn mit einem eigentümlichen Gesichtsausdruck an, verstört und gleichzeitig wie hypnotisiert. Wie er vor ihr stand, ein dunkler, vertrauter Schatten, im Rücken das angestrahlte Schloss, erschien er ihr wie ein Märchenprinz. Etwas leuchtete in seinen Augen, das sie berauschte, das beruhigend und beängstigend zugleich wirkte.

„Was hast du denn? Warum bleibst du stehen?“

Sie starrte wortlos auf seine Haare und berührte eine Strähne, die ihm feucht in die Stirn hing. Er zog ihre Hand an seine Lippen und hielt sie fest.

„Komm weiter!“, sagte er liebevoll. „Wir sind gleich da.“

„Deine Haare ...!“

„Sie sind nass, ich weiß. Deshalb hoffte ich ja, dass du dich etwas beeilen würdest.“

„Ich komme nicht mit“, sagte sie, ihm jetzt entschlossen die Hand entziehend.

„Du wirst dich erkälten, wenn du nicht vernünftig bist.“

„Ich bin ja vernünftig. Vernünftiger als du denkst. Nein, ich komme nicht mit! Ich will, dass du ohne mich gehst. – Geh endlich!“ Das letzte schrie sie heraus, während sie gleichzeitig von ihm fortzukommen versuchte.

Er griff jedoch nach ihren Schultern und forschte eindringlich in ihren Augen. „Was ängstigt dich nur?“

„Nichts. Ich will nur nicht mit. – Lass mich los!“

„Ich lasse dich erst weg, wenn du mir eine Frage beantwortet hast. Hast du etwas gegen mich? Sag es mir ins Gesicht! Wenn es so ist, gehe ich sofort.“

Klänglich sah sie ihn an. „Lass mich doch!“

„Ja oder nein?“

Ruth senkte den Blick.

„Heißt das ja?“

Sie schüttelte den Kopf, was er in der Dunkelheit kaum sehen konnte. Um so mehr fühlte er es.

„Na siehst du! Dann wird alles gut werden. Aber können wir das bitte im Trockenen besprechen?“